

Ich frage mich manchmal, wie viele Kinder wirklich auf heiße Herdplatten greifen. Oder ob die Geschichte darüber, dass sie auf heiße Herdplatten greifen und daraus eine wesentliche Erkenntnis gewinnen, weiter verbreitet ist als die Erkenntnis selbst. Jedenfalls gilt es als Privileg der Kinder, das Begreifen im Kopf mit dem Begreifen durch die Hände zu unterstützen. In der alten Küchenstube meiner Großeltern gab es das noch: einen richtigen Herd aus schwerem Gusseisen. Immer stand darauf etwas, das mich glücklich machen würde. Doch der Herd bietet nur dann etwas Duftendes, wenn es eine Ernte gegeben hat, und eine Ernte ist nur dann möglich, wenn es der Erde gut geht.

Bestimmt bin ich nicht allein mit der Furcht, dass angesichts der gegenwärtigen geopolitischen Verhältnisse die Hoffnung, aus der Geschichte zu lernen, schwindet. Wollen einige immer wieder auf die heiße Herdplatte greifen? Hat die Menschheit dauernd ihre Hände auf dem Herd, spürt sie aber gar nicht mehr? Bestimmt ist diese Klage vermessend, immerhin schaffen manche erst nach mühsamem Wiederholen und zuweilen durch den Verbrauch gleich mehrerer Psychotherapeuten den Ausbruch aus eigenen Verstrickungen. Wie kann man es da behändigen Staaten mit ihren prall gefüllten historischen Rucksäcken vorwerfen, dass sie die Verletzungen ihrer Vergangenheit so schwer ablegen können? Es braucht lange, bis nachfolgende Generationen vorhergehendes Leiden erkennen und benennen. Ob es die dritte oder vierte Generation nach einem Krieg ist, die auf die Wunde zu blicken wagt? Erschwert wird die Lösung durch Gruppen, die im Revanchismus verharren.

In den vergangenen zwei Jahren habe ich mich intensiv mit historischen Wendezeiten befasst, mit Persönlichkeiten, die wie Testimonials für diese Epochenwechsel stehen - und mit ihrer Form der Kommunikation. Wie konnten sich diese Menschen in einer ausweglosen Gesprächssituation behaupten? Was haben sie konkret gesagt und getan, um ihre Ziele zu erreichen? Wie konnten sie ihr Gegenüber zu einem Innehalten bewegen?

Vor Kurzem feierte man das 35-Jahr-Jubiläum des Mauerfalls in Berlin. Vielen sind die konkreten Ereignisse vor dem Mauerbau am 13. August 1961 vermutlich nicht bekannt, etwa das Treffen von Nikita Chruschtschow und John F. Kennedy am 3. und 4. Juni 1961 in Wien. Zusammengefasst ging es darum, dass Chruschtschow vor allem einen „Friedensvertrag“ für Westberlin durchsetzen wollte. Dieser Vertrag sah den Abzug der alliierten Verbündeten - USA, Frankreich und Großbritannien - aus der Stadt vor. Der Friedensvertrag sollte nach Chruschtschows Auffassung den noch immer nicht vertraglich geregelten Nachkriegszustand für Deutschland klären.

Diplomatie einer sanften Führung

Kennedy konnte dem nicht zustimmen, ein solcher Vertrag hätte den Abzug der Alliierten aus Westberlin bedeutet und damit ein Ende der Londoner Verträge, die genau die Sektoren für Deutschland und Berlin nach der Zerstörung der nationalsozialistischen Diktatur festlegten. Die Verhandlungen wurden höflich, aber kompromisslos geführt. Chruschtschow polterte solide, Kennedy wankte nicht. Nach Abschluss der offiziellen Erklärung geschah jedoch etwas Überraschendes. Kennedy zog Chruschtschow zu sich und bat ihn um ein Vier-Augen-Gespräch. Noch einmal forderte er ihn auf, den Friedensvertrag nicht einseitig zu unterzeichnen und zuzuwarten.

Was Kennedy hier tat, lässt sich als Diplomatie einer sanften Führung verstehen. Schon als Chruschtschow Kennedy in dessen Wiener Domizil besuchte, wartete dieser nicht etwa auf der obersten Stufe in imperialer Haltung, sondern kam ihm mit jovialer Begrüßung entgegen. Es ging Kennedy im fast privaten Gespräch nach der Presseerklärung darum, mit der Wiederholung zu zeigen, wie schwerwiegend eine solche Entscheidung im Alleingang Chruschtschows wäre. Die persönliche Ebene, die während des ganzen Treffens auf die eine oder andere Weise genährt wurde, unterstützte eine solche Kommunikation. Wer von uns hat nicht die Bilder abrufbar, die Wladimir Putin an

einem überdimensionierten Tisch zeigen? Diese kaiserliche Tafel, an der nur der Autokrat sitzt. Dem Diktator gegenüber kauert ein pflichterführiger Lakai, der die salbungsvollen Botschaften verbreiten soll.

Es mangelt in unserer digitalisierten Welt an Begegnungen wie jener von Chruschtschow und Kennedy, die sich - abseits der Entourage und einander zugewandt - auf ein Gespräch einlassen: Der Fluch der digitalen Kommunikation ist gerade das Verschwinden persönlicher Gespräche. Gepaart mit grassierender Entertainingisierung öffentlicher Veranstaltungen verkommen politische Akte zur Inszenierung. Bevor sich an irgendein Verhandeln denken lässt, muss man doch erst im Gespräch bleiben oder wieder in dieses finden.

Westberlin wurde zur Insel der Freiheit

Die genauen Protokolle der einstigen Unterredung sind öffentlich einsehbar. Der Friedensvertrag wurde von Chruschtschow nicht aufgesetzt. Das SED-Regime der DDR wusste rasch vom Gesprächsverlauf. Um das Abwandern von Bürgern in den Westen zu stoppen, sah sich die Führung zur vollkommenen Abriegelung gezwungen, dem Mauerbau. Westberlin wurde jedoch zu einer Insel der Freiheit. Zweifelsfrei eine Insel der kapitalistischen Freiheit, aber eben auch einer der Meinungsfreiheit. David Bowie etwa kam hierher und sang vom „Hero, just for one day“. Die geopolitische Waage blieb so ein wenig mehr ins Lot, der Kalte Krieg blieb ein solcher. Es gab weitere Gelegenheiten der Brandentwicklung, doch blieb uns ein Inferno erspart.

Sanftes Führen ist ein Mittel gegen politische Hitzbildung. Angesichts einer inflationären Zahl an Autokraten scheint eines klar: Kollektives Poltern erhöht die Explosionsgefahr. Wer sich die Reden von Donald Trump während des Wahlkampfes angehört und es

In unserer digitalisierten Welt mangelt es an Begegnungen wie jener von Chruschtschow und Kennedy, die sich - abseits der Entourage - auf ein Gespräch einlassen: Der Fluch der digitalen Kommunikation ist gerade das Verschwinden persönlicher Gespräche.

Von Alexander Peer

Es wurde höflich verhandelt, aber eisern



Nikita Chruschtschow und John F. Kennedy in Wien, Juni 1961. (Pictureindex)

dabei tatsächlich geschafft hat, sich zu konzentrieren, wird erkannt haben, dass das Wort „Ich“ inflationär auftauchte. Es stimmt traurig, dass Gemeinsamkeit offenbar seltener durch ein „Wir schaffen das“ als durch ein „Ich schaffe das“ gestaltet wird. In seiner Siegesrede nach dem Wahlerfolg verspricht Trump wörtlich: „I will fight for you, for your family and your future, every single day I will be fighting for you with every breath in my body, I will not rest until we have delivered the strong, safe and prosperous America that our children deserve and that you deserve.“

Es ist auffällig, dass die Begeisterung für starke Führer oft auch mit der simplen Wahl des Personalpronomens zusammenzuhängen scheint. Statt des auf den ersten Blick einge-

meindenden „Wir“ das narzisstische „Ich“. Statt Bewusstes Wahrnehmen der Gruppe das Herausstreichen eines Führers: „Wir schaffen das“ ist zu einer Formel des Spotts verkommen.

Als Napoleon Bonaparte mit gerade einmal 24 Jahren Brigadegeneral wird, ist dafür nicht nur militärische Raffinesse entscheidend. Klar, der Korse war bereits mit neun Jahren Kadett in der Militärakademie von Brienne und hat dank seines strategischen Verständnisses die wichtige Hafenstadt Toulon von den Briten zurückeroberd. Aber die Fähigkeit, andere für eigene Ziele zu gewinnen, beweist sich erst in schier trostlosen Situationen. Er führt ein degeneriertes Korps, das weder über ausreichend Nahrung noch Motivation verfügt, nach Italien, um dort die Habsburger zu besiegen. Maßgeblich

dazu beigetragen hat das Wort „Ich“. Seine Reden sind immer darauf konzentriert, subjektive Visionen des Erfolgs zu entwerfen: „Ich will euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen. Reiche Provinzen, große Städte werden in eure Hände fallen; dort werdet ihr Ehre, Ruhm und Reichtümer finden.“ So sportete er Skeptiker an, mit ihm zu gehen. Die erfolgreichen Schlächten bei Lodi, Arcole oder später bei Marengo bestätigten diese Rhetorik. Gewiss sind Napoleons Ansprachen eine Spur bildmächtiger als jene Reden von Trump, aber das Verfahren ist vollkommen ident.

Putin hat mehrmals damit gedroht, das Atomwaffenarsenal einzusetzen, wenn ihm danach ist. Das klingt wie in einem Blockbuster, in welchem der Oberscherke entführt, was auf dem Spiel steht. Es ist die Masche von Ernst Stavro Blofeld in der allseits bekannten Bond-Reihe. Im Gegensatz zum Wahn einer Filmfigur ist die realpolitische Drohung in aller Regel wirkmächtig: Angst zu verbreiten, und zwar länger als 90 Minuten. Wer von Angst gebannt ist, entscheidet sich eher im Sinne desjenigen, der diese auslöst. Dafür kann ein Atomwaffenarsenal kaum besser dienen. Oder die ewige Verdammnis. Hildegard von Bingen hat mit wachsendem Selbstbewusstsein vor Drohgebärden nicht zurückgeschreckte, wenn es darum ging, ihre Ziele durchzusetzen. „Ihr seid den Söhnen Belials gleich und habt die Gerechtigkeit Gottes nicht vor Augen. Deshalb wird Gottes Strafgericht euch vernichten!“

Die Drohung ist eine Konstante

So spricht von Bingen zu Abt Kuno, der das Vermögen der Nonnen einbehält und Hildegard damit hindert, ein eigenständiges Kloster zu leiten und zu entwickeln. Bis die Nonne zu der Hildegard wird, muss sie einige rhetorische Hürden meistern. Es scheint eine wirksame Form der Diplomatie zu sein, durch Drohung und nicht durch höfliches Bitten das Erwünschte zu erreichen. Die Drohung ist eine Konstante in der menschlichen Kommunikation. Wer den derzeit so prosperierenden Autokraten auf den Mund blickt, erkennt diese Taktik der Einschüchterung vielerorts.

Natürlich ist Putins Erpressung perfide. Man kann nicht ausschließen, dass er den roten Knopf doch drücken könnte. Das Bild genügt. Es ist die Grundstimmung des Kalten Kriegs zurück, in der über Jahrzehnte hinweg die Angst freies Denken blockiert hat.

Wie man in einer schier ausweglosen Situation dennoch Haltung wahren kann, zeigen die Protokolle zum Inquisitionsprozess gegen Jeanne d'Arc in Rouen 1431. Der Prozess ist von Anfang an eine Farce, das Urteil stellt praktisch fest. Doch das reicht nicht, totalitäre Gebilde verlangen nach Demütigung. Bei Jeanne d'Arc ist es die Fangfrage: „Johanna, seid ihr gewiss, im Stande der Gnade zu sein?“ Darauf antwortet sie: „Wenn ich es nicht bin, möge mich Gott dahin bringen, wenn ich es bin, möge mich Gott darin erhalten!“ Würde sie behaupten, im Stande der Gnade zu sein, würde ihr das als ketzerische Anmaßung ausgelegt werden; würde sie jedoch leugnen, so würde sie damit ihre Schuld bekennen. Mit dieser rhetorischen List entzieht sie sich der vorauselenden Logik zur Unterwerfung.

Warum ist Nawalny zurückgekehrt?

Die Hinrichtung des Körpers vermochte sie nicht zu verhindern, aber ihre Anschauung blieb unverseht. Viele haben sich gefragt, warum Alexei Anatoljewitsch Nawalny sehenden Auges zurück nach Russland gekehrt ist, wo ihn doch sicher der Tod erwarten würde. Innerhalb eines totalitären Staates kann der Einzelne vor allem dann etwas bewegen, wenn er die Mechanismen der Macht offenlegt. Die Voraussetzung dazu: Man muss sich diesen aussetzen. Beharrlich in der Widerrede blieb Jeanne d'Arc, beharrlich im Widerstand blieb Nawalny. Beispiele für eine Haltung, um nicht in einem totalitären Umfeld zur Marionette zu verkümmern; der dafür zu zahlende Preis kann höher nicht sein.

Es war vor allem ein zündender PR-Titel, als Francis Fukuyama 1989 sein „Ende der Geschichte“ veröffentlichte. Zwar ist die Analyse stimmig und der Zeitpunkt für die Diagnose treffend gewählt. Nur sehr begabte Optimisten haben in den 1990er-Jahren angenommen, dass ein ungetriebenes Zeitalter der Menschrechte angebrochen ist. „Aus der Geschichte zu lernen“ ist ein Wunsch, der seit dem Kirchenvater Augustinus oder dem Aufklärer Hegel legitimiert und philosophisch konditioniert ist. Vielleicht leiden wir derzeit gerade besonders unter dieser verständlichen, aber schwer zu bezwingenden Forderung. Pragmatisch für die eigene Haltung ist es, die Kommunikation Einzelner zu analysieren und rhetorische Methoden zu erkennen; so verbrennt man sich seltener die Finger, kann gleich, ob man zum Herd von Autokraten, Populisten oder anderen Ideologieköchen kommen muss.



ALEXANDER PEER

Geboren 1971 in Salzburg. Er lebt als freier Autor in Wien und schreibt regelmäßig über Literatur, Philosophie und Architektur. Die historischen Beispiele stammen aus seinen neuen, gemeinsam mit Viktor Baumgartner geschriebenen Buch „Die Kunst des Überzeugens“, das Ende Jänner 2025 im Goldegg Verlag erscheint.